

Diessseits und jenseits von Gender

Zum problematischen Verhältnis der Philosophie zu Empirie und Lebenswelt*

HILGE LANDWEER/CATHERINE NEWMARK

THEORIEBILDUNG – EMPIRIE – LEBENSWELT

Häufig wird heute der Mangel an innovativer Theoriebildung beklagt, neuerdings auch in den Genderstudies. Und tatsächlich: Nach Beauvoir, den vielen marxistisch-psychoanalytischen feministischen Entwürfen der 1970er Jahre und den politischen, manchmal auch ethischen Einlassungen der 1980er Jahre scheint spätestens ab Mitte der 1990er Jahre, nach Judith Butlers *Gender Trouble*, die feministische Theoriebildung zum Erliegen gekommen zu sein. In weiten Teilen der Gesellschaft und der Wissenschaften scheint der Eindruck vorzuherrschen, die wichtigsten feministischen Themen wie etwa politische und rechtliche Gleichberechtigung von Männern und Frauen seien nicht nur zur Genüge wissenschaftlich beleuchtet, prinzipiell verstanden und hinreichend theoretisch erfasst worden, sondern auch die Missstände in der Praxis könnten weitgehend als behoben gelten.

Ein Mangel an theoretischen Innovationen herrscht aber nicht nur in der Geschlechterforschung, sondern auch in einigen etablierten Wissenschaftszweigen wie der Soziologie, und selbst in der Philosophie, dem traditionellen Ort großer

* Wir danken Günter Burkart, Christoph Demmerling, Ingrid Kasten, Christine Kley, Simone Miller und Maria Wirth für ausführliche Kommentierung und Kritik des Textes; außerdem Sigridur Thorgeirsdottir und dem EDDA-Center of Excellence für die Anregungen, die Hilge Landweer während ihres Forschungsaufenthaltes am Institut für Philosophie an der University of Iceland erhalten hat.

theoretischer Entwürfe, werden erstaunlich kleine Brötchen gebacken. Natürlich erscheinen nach wie vor beeindruckende Monografien zu den großen Themen der Philosophie. Aber ‚große‘ Philosophen mit ‚großen‘ Theorien? ‚Große‘ Philosophinnen? Wenn es so etwas wie Theoriekonjunkturen gibt, dann befinden wir uns gegenwärtig eindeutig in einer Baisse.

Dafür lassen sich sicherlich viele und komplexe Gründe gesellschaftlicher und auch wissenschaftlicher Art nennen, beispielsweise der Siegeszug der Lebenswissenschaften wie der Genetik und der Hirnforschung in den letzten zwei Jahrzehnten und die ihnen zugeschriebene Erklärungsmacht. Dass die Naturwissenschaften an Bedeutung zunehmen, ist freilich ein bereits viel länger andauernder Prozess, mit dem sich die Philosophie, ehemals Königin der Wissenschaften, spätestens seit der sukzessiven Abtrennung der Einzelwissenschaften im 19. Jahrhundert auseinandersetzen muss. Der schleichende Bedeutungsverlust der Philosophie begleitet dabei gewissermaßen als *basso continuo* die wechselnden Theoriekonjunkturen.

Anders als alle anderen Wissenschaften ist Philosophie seit jeher keine Disziplin mit einem klar definierbaren Gegenstand oder mit einer von all ihren Vertreterinnen und Vertretern akzeptierten facheigenen Methode. Seit dem Abwandern vieler wissenschaftlicher Themen in die Einzelwissenschaften stellt sich die Frage, was Philosophie ausmacht, mit noch größerer Dringlichkeit. Am wenigsten umstritten sind derzeit sicherlich traditionelle Bestimmungen der Art, dass Philosophie vor allem die Rationalität von Gründen und die Kohärenz von Argumenten zu prüfen habe und dass ihre Aufgabe wesentlich in Begriffsanalysen im Sinne der Klärung der notwendigen und hinreichenden Bedingungen für die Verwendungen von Begriffen bestehe. Diese Bestimmungen werden oft verbunden mit einer Auffassung von Philosophie als Kritik. Strittig ist allerdings seit Langem der Umfang der möglichen Gegenstände, auf die sich philosophische Kritik beziehen kann. Sie reichen von Erkenntnisvermögen bis hin zu gesellschaftlichen Verhältnissen. Gerade die kritische Auseinandersetzung mit letzteren wird von vielen Philosophinnen und Philosophen aber als eine Aufgabe angesehen, die eher von den Sozial- und Politikwissenschaften wahrgenommen werden müsste, weil Philosophie sich nicht direkt auf empirische Gegenstände beziehen dürfe.

Umgekehrt gibt es derzeit auch einen verbreiteten philosophischen Gestus, sich zum begriffskritischen Richter über die positiven Einzelwissenschaften aufzuschwingen, vielfach aber ohne sich mit deren Anliegen ernsthaft auseinanderzusetzen und die begriffliche Kritik mit konstruktiven Vorschlägen für den Forschungsprozess zu verbinden. Andere philosophische Leitmotive liegen in der Vorstellung einer von allen empirischen Bezügen ‚gereinigten‘ normativen

Denkweise oder in der Orientierung an einem Ideal maximaler Klarheit, die in der Gegenwart zunehmend auf Kosten von lebensweltlich gehaltvollen Inhalten formuliert werden. Diese Tendenzen stehen möglicherweise im Kontext von Legitimationszwängen angesichts des Macht- und Bedeutungsverlusts der Philosophie im Kanon der Wissenschaften. Mit solchen Verengungen, so meinen wir, kann man allerdings gerade nicht angemessen dem Vorwurf entgegentreten, Philosophie habe sich von den Einzelwissenschaften zu stark abgelöst und sei letztlich unnötig geworden. Stattdessen plädieren wir für ein pluralistisches Philosophieverständnis, das auch institutionellen Niederschlag finden muss.

Wenn wir im Folgenden über die Bedingungen nachdenken, unter denen Philosophie (wieder) an gesellschaftlicher Relevanz gewinnen könnte, so ist das nicht so zu verstehen, dass jedes einzelne philosophische Thema immer schon seine politische Aktualität unter Beweis stellen müsste, wohl aber so, dass die Fähigkeit, auf drängende Fragen der Gegenwart antworten zu können, ein wesentliches Merkmal für die Qualität von Philosophie ist. Der vorliegende Text geht davon aus, dass Theorieentwicklungen nicht losgelöst von empirischer Forschung einerseits und Lebenswelt andererseits verstanden werden können. Wir wollen zeigen, dass die Philosophie überzeugendere Konzepte entwickeln und gesellschaftlich relevanter werden könnte, wenn sie weniger Distanz zu empirischen und zu lebensweltlichen Fragen nehmen würde. Diese These möchten wir nach kurzen einleitenden Überlegungen exemplarisch anhand einiger Stationen der feministischen Theoriebildung der letzten Jahrzehnte erläutern und dabei das jeweilige Verhältnis von Theorie zu Empirie und Lebenswelt genauer bestimmen. Auf dieser Grundlage werden wir im letzten Teil unseres Beitrags einige Überlegungen dazu formulieren, welche Veränderungen in der Theoriebildung und im philosophischen Selbstverständnis dazu beitragen könnten, das Verhältnis von Peripherie und Zentrum in den Wissenschaften elastischer zu gestalten.

Normalerweise sind empirische Forschung und Theorie wechselseitig eng aufeinander bezogen: Nach klassischem Wissenschaftsverständnis setzt sich empirische Forschung aus (theoretischer) Hypothese, empirischer (experimenteller) Überprüfung sowie der anschließenden Bestätigung, Verwerfung oder Anpassung der Hypothese und Formulierung des Ergebnisses als (neuer) Theorie zusammen. Empirische Forschung kann also nicht auf Theorie verzichten,¹ wäh-

1 Hier wäre selbstverständlich genauer zu klären, was jeweils unter „Theorie“ verstanden wird. In empirischen Wissenschaften gelten manchmal bestimmte Annahmen darüber, wie gewisse empirische Gegenstände sich verhalten werden, bereits als „Theorie“, die dann durch Experimente oder Befragungen zu überprüfen ist, während der lebensweltliche oder theoretische Kontext, der diese Annahmen hervorbringt, nicht

rend Theorie vielleicht von ihr unabhängig sein kann – etwa im Fall ‚rein‘ theoretischer Fächer wie der Mathematik oder der formalen Logik.

Im Unterschied zu empirischer Forschung ist lebensweltliche Erfahrung dagegen selbstverständlich ohne Theorie im wissenschaftlichen Sinn möglich, das heißt ohne explizit gemachte Hypothesen, wenn auch zweifellos nicht ohne (Vor-)Annahmen etwa über kausale Zusammenhänge oder über das Bewusstsein anderer Personen. ‚Rein‘ theoretische Fächer wie die oben erwähnten können dagegen von einem direkten Bezug auf lebensweltliche Erfahrung ebenso unabhängig sein wie von empirischer Forschung.²

Die für uns entscheidende Frage ist, ob es eine in dieser Weise von Lebenswelt und empirischer Forschung ‚rein‘ gehaltene Theorie in der Philosophie überhaupt faktisch gibt und geben sollte. Auch wenn niemand bezweifeln wird, dass in manchen Teilen der Philosophie Bezüge auf Empirie im weitesten Sinne wichtig sind (etwa in der angewandten Ethik), unterstellen wir, dass eine Vorstellung von ‚Reinheit‘ und Unabhängigkeit von Erfahrungswissen (im weitesten Sinne) für das Selbstverständnis der Philosophie in weiten Teilen immer noch zentral ist.³

eigens expliziert und das heißt: methodologisch nicht eingeholt wird. Auf solche Forschungen bezieht sich der Positivismus-Vorwurf. Andererseits gibt es selbstverständlich auch in den empirischen Wissenschaften manchmal Theoriendebatten, die abgekoppelt von empirischer Forschung verlaufen. Diese beiden extremen Varianten können wir in diesem Rahmen nicht untersuchen und hier nur andeuten, dass uns empirische Forschungen, die nicht theoriegeleitet sind, ebenso problematisch erscheinen, wie theoretische Untersuchungen in den Sozial- oder Kulturwissenschaften, die mögliche Bezüge zu empirischen oder lebensweltlichen Problemen ganz abzustreifen versuchen.

- 2 Ob diese ‚rein theoretischen‘ Fächer wirklich ganz ohne Bezug auf lebensweltliche Praktiken wie Zählen, Messen, Rechnen und Schließen auskommen, kann hier offenbleiben.
- 3 Diese Vorstellung von ‚Reinheit‘ – im Sinne einer Unabhängigkeit von Empirie – hat vermutlich auch zur Verdrängung zumindest der nicht-transzendentalen Phänomenologie (das heißt der realistischen Phänomenologie im Sinne Schellers, der Neuen Phänomenologie von Hermann Schmitz und der Alteritätstheorie im Sinne Waldenfels³) in die Peripherie der Philosophie beigetragen, während die Phänomenologie in anderen Wissenschaften oft größeren Einfluss hat als die übrige Philosophie. Innerhalb des Fachs ist die Marginalisierung der *feministischen* Phänomenologie aufgrund der Ausgrenzung von „Geschlecht“ entsprechend eine doppelte. Diesen Gedanken können wir hier nicht weiter verfolgen.

Wer sich die philosophische Tradition ansieht, wird freilich feststellen, dass der Bezug von Philosophie und Erfahrung über weite Strecken ungeklärt bleibt. Überall finden sich beiläufige Erwähnungen von persönlichen Beobachtungen, viele Thesen werden anhand konkreter (Alltags-)Beispiele entwickelt, und bei anthropologischen und ethischen ebenso wie bei erkenntnistheoretischen Fragen wird von Selbstbeobachtung und Introspektion ausgegangen. Diese Mechanismen werden jedoch bei Weitem nicht überall Gegenstand einer expliziten methodischen Reflexion.⁴

Es ist möglicherweise dieser oftmals ungeklärte Bezug auf Erfahrung und empirische Forschung, der die nachweisbar hypersensible Reaktion weiter Teile der Philosophie in den letzten Jahrzehnten auf das Thema „Geschlechterforschung“ erklären kann: Etablierte Philosophinnen und Philosophen neigen dazu, alle Geschlecht und Geschlechtlichkeit betreffenden Fragen von vornherein in der Lebenswelt zu lokalisieren und sie als legitimen Gegenstand für empirische Forschung anzusehen, aus der Philosophie aber auszuklammern, weil Lebenswelt und Empirie für sie blinde Flecken darstellen. Einen Abstand zur Empirie zu halten ist für das Selbstverständnis der Philosophie auch deshalb so wichtig, weil sie keinen spezifischen Gegenstand hat; und diese Haltung steht, so unsere These, in einer versteckten Beziehung zum Mangel an innovativen Theorien einerseits und zum Ausschluss der philosophischen Genderstudies aus der Philosophie andererseits. Wenn im Folgenden die Distanz der Philosophie zu empirischer Forschung untersucht wird, so ist damit auch ihre Skepsis gegenüber interdisziplinärer Forschung angesprochen, da für alle anderen Disziplinen – außer der Mathematik – Empirie im weitesten Sinne (also einschließlich jener, zumeist textlicher Materialien, auf die sich alle hermeneutischen Disziplinen wie die Literatur- und Kulturwissenschaften beziehen) konstituierend ist.

Ein gutes Beispiel für diese Abschottung gegen Irritationen des philosophischen Selbstverständnisses durch Konfrontationen mit Lebenswirklichkeit einerseits und empirischer Forschung andererseits ist der Fall von Simone de Beauvoir, deren philosophisch originelles geschlechtertheoretisches Werk bis heute innerhalb der Philosophie kaum rezipiert wird.

4 Etwa der Art, wie sie Thomas Hobbes vorträgt, wenn er seine Anthropologie ausdrücklich auf Selbstbeobachtung gründet: „*Nosce teipsum, Read thy self: [...] to teach us, that for the similitude of the thoughts, and Passions of one man, to the thoughts, and Passions of another, whosoever looketh into himself, and considereth what he doth, when he does think, opine, reason, hope, feare, &c, and upon what grounds; he shall thereby read and know, what are the thoughts, and Passions of all other men, upon the like occasions.*“ (Hobbes 1968: 82) [Herv. i. O.]

INTERDISZIPLINÄRE BEZÜGE: BEAUVOIR

Simone de Beauvoir gilt mit ihrem epochemachenden Großwerk *Le deuxième sexe* vielen als die Urheberin der modernen feministischen Theorie. Obwohl gut 20 Jahre vor dem öffentlichkeitswirksamen Beginn der politischen zweiten Frauenbewegung geschrieben, nimmt das Buch viele der in den 1970er Jahren intensiv diskutierten Themen schon vorweg, etwa die Kritik des bürgerlichen Geschlechterarrangements mit seinem Ausschluss von Frauen aus dem öffentlichen Leben und aus der Erwerbstätigkeit, die Kritik an Vorstellungen von der Natürlichkeit der Mutterliebe, die Forderung nach Geburtenkontrolle und legalisierter Abtreibung.

Beauvoirs Methodenarsenal ist breit: Es umfasst literarische Analysen ebenso wie soziologische Beobachtungen, die im Lichte einer Kulturtheorie der Geschlechter interpretiert werden. Aber auch das gesamte philosophische Rüstzeug, das sie als ausgebildete und praktizierende (existenzialistische) Philosophin mitbrachte, fließt in die Begründung ihrer zentralen These über Frauen als das „andere Geschlecht“ ein. Beauvoir entwickelt eine der ersten und auch eine der am gründlichsten ausgearbeiteten Alteritätstheorien. Beachtlich ist dabei ihr methodisches und methodologisches Vorgehen, denn Beauvoir öffnet sich darin sehr stark der Empirie, etwa im ausführlichen Teil zur biologischen Grundlegung der Geschlechterdifferenz. *Le deuxième sexe* beginnt mit einem Kapitel über die „données de la biologie“.⁵ Beauvoir beschreibt darin einerseits mit ungewöhnlichem Detailreichtum die geschlechtliche Fortpflanzung im Tierreich aus biologischer Sicht – von niederen Tieren über Insekten, Fische, Vögel und Säugetiere bis hin zum Menschen. Andererseits stellt sie aber auch philosophische Überlegungen zum grundlegenden Zusammenhang von Individualität, Endlichkeit, Fortpflanzung und Arterhaltung beim Menschen an und weist auf den philosophiehistorisch bemerkenswerten Tatbestand hin, dass die ontologische Kontingenz der menschlichen Zweigeschlechtlichkeit von Philosophen fast nie thematisiert worden ist und seit jeher auch in der Philosophie als selbstverständlich gegeben und als nicht weiter erklärbar oder erklärungsbedürftig behandelt worden ist.⁶

An anderen Stellen bedient sich Beauvoir virtuos der Klaviatur der wichtigsten Humanwissenschaften, etwa der Psychologie und der Sozialwissenschaften. So gibt es lange Passagen, in denen sie sich in soziologischer Weise der Situati-

5 Vgl. Beauvoir 1949/1976: 37-108. Vgl. in der deutschen Übersetzung das Kapitel „Die biologischen Gegebenheiten“ (Beauvoir 1992: 27-62).

6 Vgl. Beauvoir 1949/1976: 40-42 und Beauvoir 1992: 29-30.

on etwa der Hausfrau und Mutter in all ihren Verästelungen und lebensweltlichen Problemen widmet.

Dieser intensive Rückgriff auf unterschiedliche Disziplinen zur Analyse des Geschlechterproblems ist eingebettet in ein philosophisches Anliegen: *Le deuxième sexe* ist dem Existenzialismus verpflichtet und argumentiert entsprechend ethisch normativ. Beauvoirs Darstellung der Geschlechterverhältnisse bleibt stets der Ethik des „Selbstentwurfs“ und der „Eigentlichkeit“ (im Sinne Heideggers) verpflichtet.⁷ So können selbst die auf den ersten Blick biologistisch anmutenden Passagen, in denen Beauvoir drastisch die biologische Benachteiligung betont, welche die zweigeschlechtliche Fortpflanzung für das Weibchen nach sich zieht, sowie die starke Hervorhebung von dessen physischer Unterlegenheit als rhetorisch kunstvoller Kontrast zur Ethik des Selbstentwurfs verstanden werden. Diese Ethik ist in der genuin menschlichen Möglichkeit der Selbstbestimmung fundiert, die sich durch die Beschreibung des Biologischen umso wirkungsvoller von diesen vermeintlichen Zwängen abzulösen vermag.

Beauvoirs Kombination verschiedener Methoden mag jenen Richtungen der Philosophie, denen an Übersichtlichkeit eines Arguments und an einem monodisziplinären Diskurs gelegen ist, als kritikwürdig erscheinen, und man kann ihn auch generell in historischer Retrospektive problematisch finden. Aber er ist doch unübersehbar zeittypisch: Nicht anders haben zahlreiche Denker des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts von Bergson über Cassirer bis hin zu Sartre naturwissenschaftliche Erkenntnis, soziologische Beobachtungen, spekulative Kulturtheorie und normative Ethik ineinanderfließen lassen, und ebenso wie Beauvoir haben auch sie ihre spezifische Verbindung von Heterogenem kaum methodologisch oder metaphilosofisch reflektiert.

Zudem ist zu bedenken, dass Beauvoir *Le deuxième sexe* schon zur Zeit seines Erscheinens nicht in erster Linie an ein philosophisches Fachpublikum adressiert hatte. Das gilt aber für manch andere richtungsweisende philosophische Werke in gleicher Weise; man denke nur an Nietzsches einflussreiche Schriften. Beauvoirs Hauptwerk muss aber zumindest in der Hinsicht als ein typisch philosophisches Werk bezeichnet werden, als es eine grundlegende (Meta-)Reflexion kultureller und wissenschaftlicher Entwicklungen betreibt. Trotzdem wurde und wird Beauvoirs feministisches Grundlagenwerk in der Philosophie kaum rezipiert, obwohl man es als eines der theoretisch und methodisch kreativsten Werke des 20. Jahrhunderts betrachten könnte.⁸

7 Vgl. Landweer/Newmark 2010.

8 So verzeichnen beispielsweise bei Weitem nicht alle gängigen philosophischen Standardlexika Beauvoirs theoretische Schriften: Im Metzler Philosophenlexikon wird

Beauvoirs Bezug auf Lebenswirklichkeit ist vermittelt durch empirische Wissenschaften und kann insofern als eine frühe Form von Interdisziplinarität beschrieben werden. Ihr methodisches Vorgehen wurde jedoch erst wissenschaftlich gewürdigt, nachdem die neue Frauenbewegung der 1970er Jahre Eingang in die Bastionen der Wissensproduktion gefunden und die Rezeptionsbedingungen damit entscheidend geändert hatte.

Die Impulse für die Institutionalisierung von (damals noch) Frauen- oder Geschlechterforschung gingen bekanntlich von der „neuen“ Frauenbewegung aus, die in Auseinandersetzung mit der antiautoritären Studentenbewegung der 1960er Jahre entstanden war. Sie nutzte in ihren Anfängen die Egalitätsansprüche linker Theorie, um die Praxis antiautoritärer Politik zu kritisieren, die diesen Ansprüchen nicht entsprach. Zugleich aber wurde von Beginn an auch die marxistische Theorie und deren neuere Entwicklungen einer kritischen Überprüfung unterzogen. Das Ergebnis war eine generelle Skepsis gegen Theorie, die vor allem einen Grund hatte: Die Ignoranz der genannten Theorien gegenüber feministischen Anliegen machte sich der feministischen Kritik zufolge falscher Verallgemeinerungen schuldig, welche die Lebenswirklichkeit von Frauen nicht einbezogen und blind für die eigene Parteilichkeit für Männerinteressen waren. Diese politisch motivierte Kritik wurde in die Wissenschaft getragen und fand dort neue Nahrung. Denn viele der wissenschaftlichen Kategorien, Begriffe und Theorien ignorierten nicht nur die unterschiedlichen Lebensverhältnisse von Frauen, sondern wurden generell fern von gesellschaftlicher Praxis und Lebenswirklichkeit gebildet. Mag diese erste feministische Wissenschaftskritik auch an manchen Stellen die wissenschaftstheoretisch gut begründete Distanz der Wissenschaft zur Lebenswelt zu einseitig negativ bewertet und etwas naiv die institutionelle Verharrungskraft und damit auch die diskursiven Eigendynamiken der Wissenschaft unterschätzt haben, so stützte sie sich doch bereits auf eine Kategorie, die auch heute noch für die Philosophie ebenso wie für die Genderstudies relevant ist: auf das Erfahrungswissen. Der Bezug feministischer Wissenschaftskritik auf das in den Wissenschaften weitgehend ausgeklammerte Erfahrungswissen von Frauen ermöglichte schließlich den institutionellen Erfolg: Es war vor allem die-

Beauvoir zwar geführt (Lutz 2003), nicht aber im grundlegenden Krönerschen Werklexikon (Volpi 1999) und auch nicht in dessen größerem und sehr umfassenden französischen Pendant der Presses Universitaires de France (Mattéi 1992). Vgl. auch Landweer/Newmark 2010.

ses Argument, das zumindest in Deutschland die ersten Institutionalisierungen von, wie es damals hieß, „Frauenforschung“ ermöglichte.⁹

Wir können hier nicht auf die Einzelheiten der damaligen Diskussion um Forschungspraxis, Begriffsbildung, Androzentrismus und dergleichen eingehen. Nur so viel: Die damalige feministische Forschung gab durch ihre Reflexionen auf Erfahrungswissen, dessen Berücksichtigung in der Forschung andere wissenschaftliche Methoden verlangte als die bis dahin beinahe konkurrenzlosen quantitativen Methoden, den Methoden- und Methodologiedebatten in verschiedenen Disziplinen wichtige Impulse. *Oral History* und qualitative Methoden der Sozialforschung wurden zu hochgradig reflektierten Vorgehensweisen, die zwar nicht von der Geschlechterforschung erfunden, aber durch sie stark betrieben, weiter ausgebaut und verfeinert wurden.¹⁰ Sie fanden durch die frühe Geschlechterforschung erstaunliche Verbreitung und Resonanz, auch bei vielen der bis dahin vorwiegend männlichen Fachvertreter, die sie auf andere Bereiche anwandten. Man könnte sogar mutmaßen, dass der Einfluss der frühen Geschlechterforschung auf die etablierten Wissenschaften in den frühen 1980er Jahren stärker in diesen methodischen Bereichen zu verzeichnen war als auf der Seite des Gegenstandes der Forschung, das heißt in den Inhalten, die sich durch die Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse radikal hätten ändern sollen. Faktisch fand diese von Beginn an angestrebte radikale Transformation der Inhalte innerhalb der Wissenschaften aber fast ausschließlich in der entstehenden Geschlechterforschung selbst statt, während die traditionellen Fächer bis auf wenige Ausnahmen nur wenig irritiert weiter forschten wie bisher.

9 Beispielsweise den „Universitätsschwerpunkt Frauenforschung“ an der Universität Bielefeld (heute: „Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung“), der 1980 etabliert wurde, oder die „Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung“ an der Freien Universität Berlin, die 1981 gegründet wurde.

10 Shulamit Reinharz spricht davon, dass die beginnende Frauenforschung methodischen Verfahren wie z.B. der Fallstudie und der *Oral History*, die bis dahin in der Sozialforschung wenig gebräuchlich waren, zu einem Revival verholfen hat (Reinharz 1992: 244). Die Geschlechterforschung führte aber auch generell zu einer wachsenden Bedeutung qualitativer Verfahren in der empirischen Sozialforschung. Cornelia Behnke und Michael Meuser nennen insbesondere die Biografieforschung und die Analysen zur sozialen Konstruktion des Geschlechts (Behnke/Meuser 1999: 46). Regina Becker-Schmidt und Helga Bilden betonen als wesentlichen Impuls, den die qualitative Sozialforschung von der Geschlechterforschung empfangen hat, die methodologischen Reflexionen der Forscherin auf die eigene Rolle in der Forschungsinteraktion (Becker-Schmidt/Bilden 1991: 23-30).

Bevor wir auf die Fragen, was Philosophie ist, was sie sein könnte und aus unserer Sicht werden soll, zurückkommen, seien exemplarisch für viele wichtige Impulse aus Nachbardisziplinen der Philosophie, welche die feministische Theoriebildung inspiriert haben, zwei einflussreiche Forschungen genannt.

FEMINISTISCHE THEORIEBILDUNG IN NACHBARDISZIPLINEN

Karin Hausens Untersuchung über die *Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“* von 1976 gehört zu den meistzitierten Aufsätzen der deutschsprachigen Geschlechterforschung.¹¹ Ihren theoretischen Kern bildet eine historische Konstruktionsthese: Es sind exakt bestimmbare historische Diskurse, die Frauen qua Frauen einen bestimmten Charakter unterstellen und sie zu dem zu machen versuchen, als was sie – durch die ‚Brille‘ der entsprechenden Aussagen betrachtet – dann auch wahrgenommen werden: als wesentlich durch ihr Geschlecht bestimmt. Zwar wird auch Männern im 18. und 19. Jahrhundert ein Geschlechtscharakter zugewiesen, aber dieser ist anders vergeschlechtlicht als jener der Frauen, ist er doch auf das Allgemeine, die Vernunft, die Kultur, das öffentliche Leben ausgerichtet, während Frauen auf die Biologie, die Reproduktion, die häusliche Sphäre der Kindererziehung und der Familie und die diesen Aufgaben entsprechenden Emotionen reduziert werden. Im Grunde verfolgte Karin Hausen Aspekte des Themas, das bereits Beauvoir behandelt hatte, im Rahmen einer historisch strengen und methodisch-methodologisch hoch reflektierten Untersuchung. Ihre Quellen sind philosophische, literarische, gesellschaftspolitische und wissenschaftliche Texte und Benimmbücher, als roter Faden über den langen Zeitraum vor allem aber Lexikonartikel, in denen sich zeitspezifisches Allgemeinwissen und normative Vorstellungen besonders deutlich kristallisieren.

11 Vgl. Hausen 1976. Der Text wurde mehrfach wieder abgedruckt. Wirkmächtig war auch der um die methodischen Überlegungen und die Lexika als Quellen gekürzte Abdruck des Aufsatzes in Rosenbaum 1978: 161-191. Gekürzte Abdrucke befinden sich außerdem in Hark 2001: 173-196 und Vogel 2007: 47-53. Ein vollständiger Wiederabdruck existiert in Hausen 2012a: 19-50.

Bereits 1981 wurde Hausens Aufsatz unter dem Titel *Family and Role Division. The Polarization of Sexual Stereotypes in the Nineteenth Century. An Aspect of Dissociation of Work and Family Life* ins Englische übersetzt (Hausen 1981: 51-83). Diese Übersetzung nimmt starke Umdeutungen vor, wie bereits aus dem Titel ersichtlich ist. Darauf wird hingewiesen in Hausen 2012b: 89, Anm. 1.

In der interdisziplinären Rezeption dieses Ansatzes wurde dessen historisch-rekonstruktiver Charakter manchmal übersehen, so als könne der Beitrag von Hausen – ganz entgegen der Absichten und methodologisch komplexen Überlegungen der Autorin – unmittelbar zur Erklärung heutiger Zustände dienen. Nichts aber wäre mehr verfehlt, als die Polarisierung der Geschlechtscharaktere im Sinne des 18. Jahrhunderts auf heutige Verhältnisse zu übertragen – von Polarisierung kann längst nicht mehr die Rede sein, von Geschlechtscharakteren auch nicht.¹² Vielmehr sind Hausens Untersuchungen zu verstehen als eine frühe Diskursanalyse, die sich als wesentlicher Teil der Gesellschaftsgeschichte versteht und dabei – anders als die klassische Geschichtsschreibung, welche Frauen und Geschlecht gleichsetzt und ihnen allenfalls einen Appendix zur ‚allgemeinen‘ Geschichte widmet – die Kategorie ‚Geschlecht‘ selbst historisiert.¹³

Ziel einer so verstandenen Geschlechtergeschichte ist es, die Kontingenz heutiger Geschlechtskonstruktionen durch den Kontrast mit den entsprechenden historischen Entwürfen zu verdeutlichen: Geschlecht, wie auch immer es aufgefasst werden mag, ist nichts, was in historischer Perspektive gleich bleibt. In der spezifischen Kombination von im weitesten Sinne empirischen Befunden – hier: historischem Quellenmaterial – und der originellen theoretischen Perspektive, die eine neue Sicht auf die Genese der Geschlechterdiskurse eröffnete, liegt einer der Gründe für die anhaltende Aktualität dieser Untersuchung.¹⁴ So lässt sich aus den historischen Befunden beispielsweise schließen, dass auch die heute so umstrittene Unterscheidung von Sex und Gender auf einer Unterscheidung von Natur und Kultur aufruht, die zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt entstanden ist und für genau diesen eine orientierende Funktion hatte, nicht aber überhistorische und überkulturelle Gültigkeit beanspruchen kann.

Während Hausens geschichtswissenschaftliche Untersuchung Quellen für die Geschlechter- und Gesellschaftsgeschichte neu erschloss und interpretierte und Raum für historisch-anthropologische, geschichtsphilosophische und geschlechtertheoretische Diskussionen eröffnete, machte einige Jahre später eine empirische psychologische Studie von sich reden, die für die feministische Philosophie

12 Vgl. dazu Hausens Auseinandersetzung mit den entsprechenden verzerrten Rezeptionen ihres Aufsatzes in Hausen 2012b: 93-100.

13 Hausen gebrauchte 1976 den Ausdruck „Aussagesystem“, um jenes Phänomen zu benennen, das später, als immer mehr Schriften Foucaults ins Deutsche übersetzt wurden, als „Diskurs“ und die entsprechende Methode als „Diskursanalyse“ bezeichnet wurde. Vgl. Hausen 2012b: 85f.

14 Hausen geht in ihrem Rückblick auch auf die günstige Rezeptionssituation ein. Vgl. Hausen 2012b: bes. 89-93.

ebenfalls wichtig werden sollte. In ihrem Buch *In a Different Voice* publizierte Carol Gilligan 1982 die Resultate einer Reihe von empirischen Befragungen über moralische Überlegungen bei Männern und Frauen.¹⁵ Auf dem Hintergrund des Sechs-Stufen-Modells der moralischen Entwicklung, das der amerikanische Psychologe und Erziehungswissenschaftler Lawrence Kohlberg aufbauend auf die Entwicklungspsychologie Jean Piagets entwickelt hatte, und ausgehend von dem Befund, dass Frauen in Tests häufig nicht die Kohlbergsche höchste Stufe der moralischen Autonomie erreichten, reinterpretierte sie die moralischen Begründungen, die Männer und Frauen angaben, wenn sie konstruierte Fallgeschichten mit moralischen Dilemmata vorgelegt bekamen und auf dieser Grundlage eine Entscheidung treffen sollten. Sie stellte fest, dass Männer moralisch eher abstrakt an Rechten und Pflichten orientiert sind, während Frauen eher das Beziehungs- und Verantwortungsgefüge der spezifischen Situation vor Augen haben und dieses zur Grundlage ihrer Entscheidungen machen. Für Gilligan ließ sich diese Kontextorientierung von Frauen damit begründen, dass ihnen gewöhnlich die Verantwortung für den Bereich der Reproduktion gesellschaftlich zugewiesen wird. Und sie argumentierte, dass das, was Kohlberg als oberstes Ziel der moralischen Entwicklung ansah, nämlich eine Autonomie, welche die üblichen moralischen Urteile abstrakt in Frage stellt und die Besonderheit der jeweiligen sozialen Kontexte nicht berücksichtigt, sich auf diese Lebenswirklichkeit gerade nicht anwenden lasse und deshalb Frauen zu Unrecht geringer ausgebildete moralische Fähigkeiten zuschreibe.

An Gilligans Kohlberg-Kritik knüpfte sich schnell eine breite und heftige Debatte innerhalb der feministischen Philosophie an: Während manche feministischen Ethikerinnen an ihre Unterscheidung zwischen einer (männlichen) Gerechtigkeitsethik und einer (weiblichen) Fürsorgeethik begeistert anschlossen, wurde von Kritikerinnen in Zweifel gezogen, ob sich überhaupt solche klaren Unterschiede im moralischen Urteilen von Männern und Frauen feststellen lassen. Gilligan wurde eine essentialisierende Auffassung der Geschlechter vorgeworfen und man unterstellte ihr, dass sie ein duales Modell der Moral zu etablieren versuche, das auf den entsprechenden Geschlechterklischees aufbaue.¹⁶

15 Vgl. Gilligan 1982b bzw. in deutscher Übersetzung Gilligan 1982a.

16 Im deutschsprachigen Raum wurden die gegenläufigen empirischen Untersuchungen von Gertrud Nunner-Winkler stark diskutiert, die nachwies, dass je nach Kontext auch Männer kontextsensitiv argumentieren, z.B. wenn sie die Legitimität von Kriegsdienstverweigerung zu beurteilen haben. Nunner-Winkler schreibt 1991: „Wir [Rainer Döbert und Gertrud Nunner-Winkler] haben in vier- bis sechs-stündigen Interviews, die wir mit 112 14-22-jährigen weiblichen und männlichen Jugendlichen unterschiedli-

Gilligan selbst beabsichtigte allerdings nicht, ein Moralkonzept zu entwickeln, vielmehr ging es ihr in erster Linie um eine Kritik am *male bias* des Kohlbergschen Sechs-Stufen-Modells und um dessen Erweiterung; es handelte sich bei ihrer Untersuchung um eine empirische moralpsychologische Studie, nicht um den Entwurf einer (normativen) Moralphilosophie. Zudem unterstellte sie keine klare Distinktion zwischen entweder Gerechtigkeits- oder Fürsorgeorientierung, sondern benannte lediglich zwei Extreme, die sie für strukturell gleichwertig und miteinander vereinbar hielt.

Dass Gilligans moralpsychologische Studie solch heftige Kontroversen auslösen konnte und damit zu einem Motor der Theoriebildung wurde, lässt sich unserer Meinung nach unter anderem damit begründen, dass es sich um eine empirische Untersuchung handelte, die eben wegen ihres empirischen Gehalts methodologische Kritik, wissenschaftstheoretische Überlegungen sowie ethische und feministische Theoriebildung auf breitester Ebene herausforderte.

Die feministische Auseinandersetzung um Gilligans Thesen führte zunächst in der feministischen Moralphilosophie zu einer Erweiterung der bis dahin tatsächlich wenig kontextsensiblen moralphilosophischen Kategorien, nämlich um die Würdigung einer moralischen Einstellung, die auf der Fürsorge für andere beruht, wobei ein wesentliches Resultat dieser Auseinandersetzung die systematische Loslösung der Fürsorge von der geschlechtlichen Konnotation war. In dieser Form fand die moralphilosophische Kategorie der Fürsorge später auch Eingang in die nicht-feministische philosophische Ethik und war damit einer der wenigen Punkte, an dem feministische Philosophie den *Mainstream* der Philosophie deutlich veränderte.¹⁷ Es ist fraglich, ob diese Kategorie ohne die Aufmerk-

cher Schichtherkunft führten, u.a. über die Legitimität von Schwangerschaftsabbruch und Wehrdienstverweigerung diskutiert. Dabei zeigte sich, daß in der Tat – wie Gilligan behauptet hatte – die männlichen Befragten in der Abtreibungsdiskussion abstrakt und prinzipalistisch argumentierten [...], während die weiblichen Jugendlichen ausführliche und sehr konkrete Überlegungen über mögliche Situationsbedingungen anstellten [...]. Bei der Diskussion über Wehrdienstverweigerung aber kehrte sich die Situation völlig um: Nunmehr waren es die weiblichen Befragten, die kurz und bündig antworteten [...], und es waren die männlichen Befragten, die Kontextbedingungen berücksichtigt wissen wollten [...].“ (Nunner-Winkler 1991: 148f., vgl. auch Döbert/Nunner-Winkler 1986).

17 So argumentiert beispielsweise Harry Frankfurt als ein prominenter Vertreter der Analytischen Philosophie für eine „*care ethics*“, freilich ganz ohne systematischen Bezug auf Gender; vgl. Frankfurt 1988.

samkeit auf die durch Gender geprägten Lebenswirklichkeiten in die Debatte Eingang gefunden hätte.

Zweifellos lassen sich weitere empirische Forschungen nennen, die ebenfalls erheblichen Einfluss auf die feministische Philosophie und die Theorieentwicklung in den Genderstudies hatten, etwa die feministische Rezeption von Goffmans interaktionistischen Untersuchungen, die Rezeption ethnomethodologischer Studien wie die von Kessler und McKenna, die den Begriff „*doing gender*“ prägten, oder Hochschilds berühmte Analyse des emotionalen Managements von Stewardessen, von denen ständige Freundlichkeit erwartet wird.¹⁸ Innerhalb der Philosophie wären als empirienah die wichtigen und in den gegenwärtigen Genderstudies wieder vermehrt aufgegriffenen leibphänomenologischen Entwürfe zu nennen, die methodisch auf Deskription setzen.¹⁹

WERKZEUGKASTEN STATT THEORIE: FOUCAULT

Für unseren Vorschlag, dass die Philosophie insgesamt ihren Bezug zur Empirie und zur lebensweltlichen Erfahrung und damit ihr Selbstverständnis ändern sollte, ist die feministische Rezeption eines weiteren Autors von Belang, nämlich Michel Foucault. Dessen Rezeption begann in Deutschland Ende der 1970er Jahre. Innerhalb der damaligen Geschlechterforschung war es zunächst die feministische Literaturwissenschaft der frühen 1980er Jahre, später auch die historische, philosophische und soziologische Geschlechterforschung, die sich mit Foucault auseinandersetzte. Foucault gab in gewisser Weise die Antwort auf viele Fragen, welche die Geschlechterforschung aufgeworfen hatte. Ähnlich wie diese bezog sich Foucault auf vollkommen unterschiedliche Materialien: auf Texte aus verschiedenen Genres ebenso wie auf gesellschaftliche Praktiken, auf Bilder, auf Architekturen und Gesten, vor allem aber auf Körper. Wie die Geschlechterforschung antwortete Foucault auf Desiderate der marxistischen Theorie und Praxis, und wie diese war er durch psychoanalytische Perspektiven verschiedener Provenienz zwar inspiriert, stand ihnen aber auch kritisch gegenüber. So stellte er eine der wichtigsten psychoanalytischen Grundannahmen in Frage, nämlich die, dass es sich bei der Sexualität um eine natürliche Größe handle, die als universale Kausalmacht betrachtet werden könne, als ein Begehren, das allen unseren Bestrebungen zugrunde liegt. Gegen diese Auffassung von Sexualität setzte

18 Vgl. Goffman 1977 und Goffman 1979, Kessler/McKenna 1978, Hochschild 1979 und Hochschild 1983.

19 Vgl. z.B. Young 2005, Stoller/Vetter 1997 und Schott 2010.

Foucault seine Analyse der Diskurse über die Sexualität und wies nach, dass letztere nicht, wie in der Folge der Studentenbewegung vielfach angenommen wurde, stets nur unterdrückt worden sei, sondern dass im Gegenteil im 18. und 19. Jahrhundert von einer „diskursive[n] Explosion“ der Diskurse um den Sex gesprochen werden könne.²⁰

Neben seinem Interesse für Fragen der Sexualität war es vor allem seine Beschäftigung mit Macht, die Foucault für die Geschlechterforschung interessant machte. Für Foucault ging die Frage nach Macht nicht in einer Theorie der Herrschaft auf, sondern Machtprozesse ließen sich in den kleinsten individuellen und sozialen Verhaltensweisen, in den unscheinbarsten Beziehungen, in den einfachsten Begriffen und in nahezu allen Diskursen und Praktiken nachweisen.

Dabei stand die Frage, wie Machtpraktiken speziell auf den Körper einwirken, für ihn spätestens seit seiner berühmten Antrittsvorlesung am *Collège de France* von 1970 im Mittelpunkt.²¹ Foucault entwickelte seine Thesen anhand eines genauen Quellenstudiums, und zwar höchst unterschiedlicher Quellen wie etwa Reglements von Internaten, Kliniken, Strafanstalten, reformerischen und pädagogischen Schriften, Architekturplänen, Fallbeschreibungen, Statistiken, Dokumentationen von Befragungen von Insassen und Patienten und selbstverständlich wissenschaftlichen Schriften und Ratgebern. Ohne dieses intensive Studium von historischen Quellen unterschiedlichster Herkunft und Gattung wäre Foucault wohl kaum zu seiner These über die zentrale Bedeutung der Praktik des „Geständnisses“ für die Ausbildung der modernen Subjektivität gekommen, die auch eine wesentliche Voraussetzung für seine Kritik an der „Repressionshypothese“ war. Erst diese Kritik ermöglichte Foucault eine theoretisch wirklich neue und originelle Fassung dessen, was als Macht verstanden werden kann, mithin seine Überzeugung, dass Macht nicht nur unterdrückt, ausschließt und verfolgt, sondern wesentlich produktiv ist, dass sie etwas herzustellen vermag, dass sie anderen Typen von Verhältnissen immanent ist, dass es keine machtfreien Räume gibt, dass sie einen kapillaren Charakter hat und nicht nur von oben nach unten wirkt, wie es im juristischen Modell von Macht gern unterstellt wird.

Auch wenn Foucault bekanntlich damit kokettierte, er habe keine Theorie der Macht entworfen, sondern lediglich einen Werkzeugkasten zu ihrer Analyse bereitgestellt, so handelt es sich bei den skizzierten Thesen doch zweifellos um theoretische Sätze. Und zwar um Aussagen, zu denen er nicht durch bloßes Nachdenken am Schreibtisch gekommen war, sondern durch seine intensive Auseinandersetzung mit historischem und also im weitesten Sinne empirischen

20 Zur Kritik der sogenannten „Repressionshypothese“ vgl. Foucault 1979: 27.

21 Vgl. Foucault 1994.

Material und mit dem Erfahrungswissen derjenigen sozialen Bewegungen, deren Belange er praktisch-politisch wie auch mit dem Einsatz seines Philosophierens begleitete.

Natürlich war es genau diese Art von Empirie und vermutlich weniger Foucaults indirekter, aber nichtsdestoweniger bekannter Bezug auf soziale Bewegungen, der ihn für die etablierte Philosophie so anstößig machte. Während Derrida mit seiner hochtheoretischen Dekonstruktion von Begriffen immerhin noch als schlechter Philosoph bezeichnet werden konnte, wurde Foucault gar nicht erst als Philosoph zur Kenntnis genommen – nämlich, so unsere These, vor allem deshalb, weil er sich stark mit tatsächlichen empirischen Verhältnissen eingelassen hatte. Naheliegender auch, dass er Historikern wiederum als Philosoph erschien, ging es ihm doch weniger um historische Details als um große Thesen, um epochale Brüche und um theoretische Perspektiven, die ein anderes Denken ermöglichen sollten.

ALTERNATIVE SEXUALITÄTEN: ETABLIERUNG UND KRITIK DER SEX-GENDER-UNTERSCHIEDUNG

Eine der ganz ohne Zweifel für die feministische Philosophie und die Genderstudies wichtigsten und folgenreichsten – und von Gegnern der „Geschlechtsangleichung“ am polemischsten bekämpften – Unterscheidungen ist diejenige zwischen Sex als „biologischem Geschlecht“ und Gender als „sozialem“ oder „kulturellem“ Geschlecht oder als „Geschlechterrolle“. Die Wurzeln dieser Unterscheidung in ihrem heutigen Sinn (und nicht im älteren Wortsinn, wo Gender bekanntlich vor allem das grammatische Geschlecht bezeichnete) werden von manchen Autorinnen und Autoren direkt im Feminismus der 1970er Jahre verortet, als diese Begrifflichkeit von den Sozialwissenschaften aufgegriffen und für das feministische Projekt breitenwirksam fruchtbar gemacht wurde. Ihre Ursprünge liegen allerdings noch etwas weiter zurück, nämlich vor allem in der Psychologie der Jahrhundertmitte, insbesondere in sexualwissenschaftlichen Forschungen zu Trans- und Intersexualität.

Zur Bekanntheit der Begriffe auch außerhalb der Genderstudies hat zweifellos Judith Butler mit ihrem Buch *Gender Trouble* erheblich beigetragen, auch wenn sie gerade eine Kritik an der Sex-Gender-Unterscheidung entwickelte, die bis dahin in breiten Teilen der feministischen Theorie und Forschung relativ unangefochten gebraucht worden war.²² Butler argumentierte, dass Sex in gewisser

22 Wenn auch nicht ganz unangefochten, vgl. z.B. Scott 1988: 28-52.

Weise ebenso Gegenstand kultureller Konstruktion ist wie Gender.²³ Sie radikalisierte auch Foucaults These, wonach Sexualität, verstanden als universale Kausalmacht, ein Konstrukt der wissenschaftlichen Debatten des 19. Jahrhunderts sei: Der Körper selbst ist nach Butler kein vorfindliches Ding, auf das Diskurse gewissermaßen „von außen“ einwirken, sondern sei selbst in seiner Materialität durch Diskurse konstruiert.²⁴ Die zentrale These in *Gender Trouble* geht dahin, dass durch die drei Eckpunkte *sex*, *gender* und *desire* und ihre diskursiven Bezüge untereinander eine „heterosexuelle Matrix“²⁵ produziert und reproduziert werde. Butler versucht dies anhand der einschlägigen feministischen Theorien, unter anderem anhand von Beauvoir, Wittig und Irigaray zu zeigen. Sie setzt sich dabei mit Freud auseinander und argumentiert mit und gegen postmoderne Philosophen – von Lacan über Derrida bis Foucault.

Butlers Aufarbeitung der feministischen Philosophie der vorangegangenen Jahrzehnte und ihre radikale Kritik daran gehört zu den meistrezitierten Texten der Genderstudies. Zu ihrer großen Resonanz beigetragen haben aber auch ihr starker Bezug auf Homosexualität, Travestie und Transsexualität und die Idee der *Performanz* von Geschlecht, die wichtige Impulse zur Begründung der *Queer Studies* lieferten. Im gleichen Zeitraum, Anfang der 1990er Jahre, erschienen einige empirische soziologische und kulturwissenschaftliche Studien zu Transsexualität und Travestie, die interdisziplinär auf beste Rezeptionsbedingungen stießen und die gesamte interdisziplinäre Theoriebildung um *doing gender* weiter in konstruktivistischer Richtung verstärkten.²⁶

Viele dieser Forschungen waren inspiriert durch die empirische ethnologische Untersuchung des amerikanischen Soziologen Harold Garfinkel über die transsexuelle Agnes, die sich als Frau in einem männlichen Körper fühlte und entsprechend umoperieren ließ.²⁷ Garfinkel arbeitete bereits mit dem Psychiater und Psychoanalytiker Robert Stoller zusammen, der in der feministischen Literatur oft als frühester Gewährsmann für die Sex-Gender-Unterscheidung in Anspruch genommen wird.²⁸ Neuerdings wird aber auch, unter anderem vermit-

23 Vgl. Butler 1990 bzw. in der deutschen Übersetzung Butler 1991.

24 Zur deutschsprachigen Auseinandersetzung mit Butler vgl. Landweer/Rumpf 1993, darin besonders die Beiträge von Lindemann, Hirschauer, Landweer (kritisch zu Butlers „Diskursontologie“) und Hark; Wobbe/Lindemann 1994, darin insbesondere die Beiträge in Teil II sowie Frankfurter Institut für Sozialforschung 1994.

25 Vgl. Butler 1991: z.B. 88.

26 Vgl. z.B. Hirschauer 1993, Lindemann 1993, Garber 1992 und Landweer 1994.

27 Vgl. Garfinkel 1967, Kapitel V.

28 Vgl. z.B. Andermahr/Lovell/Wolkowitz 1997.

telt über Butlers Rezeption, auf eine noch frühere Version dieser Unterscheidung beim Psychologen und Sexologen John Money verwiesen, der sich bereits in den 1950er Jahren intensiv mit dem Phänomen Intersexualität beziehungsweise „Hermaphroditismus“ beschäftigte und in diesem Zusammenhang den Begriff „gender role“ prägte:

„The term *gender role* is used to signify all those things that a person says or does to disclose himself or herself as having the status of boy or man, girl or woman, respectively. It includes, but is not restricted to sexuality in the sense of erotism.“²⁹

Wir werden im Folgenden einen Teil von Money's Forschungen kurz skizzieren, um anhand seiner Rezeption den engen Zusammenhang von empirischer Forschung, Lebenswelt und interdisziplinärer, auch feministischer, Theoriebildung deutlich zu machen.

Money war ab 1951 als Professor für medizinische Psychologie an der Johns Hopkins Universität in Baltimore tätig, wo er eine „Gender Identity Clinic“ mitbegründete und empirische Untersuchungen zum Thema durchführte. 1955 berichtet er von einer Untersuchung mit 76 Intersexuellen und kommt zum Ergebnis, dass das soziale geschlechtliche Rollenverständnis nicht in einem zwingenden Verhältnis zur sexuellen, insbesondere hormonellen, Biologie steht. Die Ergebnisse seiner Studien, nämlich dass die (uneindeutigen) biologischen Gegebenheiten keine klaren, eindeutigen Verbindungen zur eingenommenen Geschlechterrolle seiner Studienteilnehmer haben – die für Money noch ganz unhinterfragt notwendigerweise der dualen gesellschaftlichen Ordnung folgen müssen – führten den Autor dazu, der sozialen Herstellung von Geschlecht eine erhebliche Bedeutung beizumessen.

„In the light of hermaphroditic evidence, it is no longer possible to attribute psychological maleness or femaleness to chromosomal, gonadal, or hormonal origins, nor to morphological sex differences of either the internal accessory reproductive organs or the external genitalia. [...] From the sum total of hermaphroditic evidence, the conclusion that emerges is that sexual behavior and orientation as male and female does not have an innate, instinctive basis. In place of a theory of instinctive masculinity or femininity which is innate, the evidence of hermaphroditism lends support to a conception that, psychologically, sexuality is undifferentiated at birth and that it becomes differentiated as masculine and feminine in the course of the various experiences of growing up.“³⁰

29 Money 1955: 254. [Herv. i. O.].

30 Money/Hampson/Hampson 1955: 308.

Money beschränkte sich bei der Interpretation seiner Ergebnisse allerdings nicht auf Intersexualität, sondern weitete seine Befunde zu einem umfassenden Gender-Konstruktivismus aus. Sein Name ist heute untrennbar verbunden mit dem tragischen Fall von David Reimer, in der Fachliteratur auch unter dem Pseudonym „John/Joan“ bekannt. David Reimer wurde in den 1960er Jahren als Säugling bei der Beschneidung versehentlich der Penis verstümmelt; das Kind wurde auf Moneys Anraten zu einem Mädchen umoperiert und zunächst als solches erzogen. Money, der die Geschlechtsumwandlung begleitete, publizierte den Fall als Erfolg und als Beweis für die soziale Konstruiertheit von Geschlechtsidentität und beflügelte damit konstruktivistische Theorien.³¹ 1997 schien dann allerdings durch die Publikation der späteren Entwicklung von John/Joan der Fall plötzlich von einem Beweis zu einem Gegenbeweis des Gender-Konstruktivismus zu werden, den Gegner sozialkonstruktivistischer Theorien für sich reklamierten.³² David Reimer hatte sich seiner Erziehung als Mädchen und der damit einhergehenden klinischen Behandlung zunehmend vehement widersetzt, sich im Alter von vierzehn Jahren für ein Leben als Junge entschieden – und sich schließlich mit 38 Jahren das Leben genommen.³³

Moneys Forschungen lassen sich – nicht nur aufgrund der sie begleitenden medizinischen Eigenmächtigkeit, wenn nicht Gewalt, mit ihren tragischen Folgen für David Reimer – nur bedingt für die feministische Theoriebildung reklamieren. Sein radikaler Konstruktivismus ging auch noch mit einer als problematisch anzusehenden eindeutigen heteronormativen Absicht einher. So lässt sich die von Intersexuellenverbänden schon längst angeprangerte und in Deutschland erst vor kurzem vom Ethikrat verurteilte Praxis, Intersexuelle zugunsten einer ‚normalen‘ sozialen Entwicklung schon früh zu einem eindeutigen Geschlecht hin umzuoperieren, ebenfalls unter anderem auf ihn zurückführen.³⁴

Die Philosophin Judith Butler, der die Kritik nach ihrem Buch *Gender Trouble* häufig eine ebenso radikal konstruktivistische Auffassung wie John Money

31 Vgl. Money/Ehrhardt 1972.

32 Vgl. z.B. Colapinto 2000. Vgl. dazu Butler 2001 bzw. die deutschsprachige Übersetzung in Butler 2009: 97-122.

33 Vgl. dazu Diamon 2004.

34 Diese gewaltsame ‚Normalisierung‘ geht aber auf Kosten der sexuellen Integrität und oft auch der sexuellen Empfindungsfähigkeit, und sie ist zumeist mit einer erheblichen frühkindlichen Traumatisierung durch Operationen und ärztliche Behandlungen verbunden. Die Tendenz, solche Kinder hierbei vorwiegend dem weiblichen Geschlecht zuzuweisen, ist vor allem der chirurgisch leichteren Herstellung weiblicher Genitalien zuzuschreiben.

und einen ähnlich problematischen Glauben an die Möglichkeit der willkürlichen Geschlechtsänderung unterstellte, beschäftigte sich mit diesem kritischen Fall vor ein paar Jahren ausführlich.³⁵ In ihrem Versuch, David Reimer „gerecht zu werden“³⁶, weist sie unter anderem auf die traumatisierenden Umstände der die ganze Kindheit von David Reimer über kontinuierlich durchgeführten Geschlechtsumwandlung hin und argumentiert mit Verweis auf die komplizierte Gemengelage von empirischer Forschung, lebensweltlichen Problemen und gesellschaftspolitischen Grabenkämpfen dafür, dass die historischen Fakten weder einen eindeutigen Beweis noch einen klaren Gegenbeweis für eine theoretische Unterscheidung von Sex und Gender zu liefern vermögen. Vor allem die Tatsache, dass der Fall von Anfang an Gegenstand gesellschaftspolitischer Auseinandersetzungen wurde, erlaubt es nicht, ihn als rein empirisches Forschungsergebnis zu lesen und daraus eindeutige theoretische Aussagen abzuleiten: Der Aspekt der menschlichen lebensweltlichen Erfahrung spielte darin, wie Butler betont, weder für die Befürworterinnen und Befürworter noch die Gegnerinnen und Gegner der Geschlechtsumwandlung eine angemessene Rolle. Butlers Text steht nicht zufällig unter dem Titel *Jemandem gerecht werden (Doing Justice to Someone)*; die Theorie der Geschlechtlichkeit muss sich nicht nur der naturwissenschaftlichen Empirie mit all ihren Implikationen öffnen, sondern genauso auch der Lebenserfahrung von spezifisch betroffenen Menschen, etwas, das Butler in ihren Überlegungen explizit versucht.

FAZIT

Wir haben gezeigt, dass für die feministische Theoriebildung – und das gilt vermutlich auch für relevante Bereiche nicht-feministischer philosophischer Forschung – gerade solche Untersuchungen zu innovativen philosophischen Einsichten und Thesen führten und die Theoriedebatte beflügelten, die entweder Erfahrungen zum Gegenstand hatten oder aber sich auf empirische Materialien in origineller Weise bezogen. Dies gilt bereits für Simone de Beauvoir, die in ungewöhnlicher Breite Ergebnisse anderer wissenschaftlicher Disziplinen in ihre philosophische Analyse der Geschlechterverhältnisse einbezog, um ihre Alteritätstheorie darauf zu gründen. Damit modifizierte sie wesentlich das philosophische Verständnis von Subjektivität und Freiheit. Denn ihre Analyse macht nicht

35 Vgl. Butler 2001.

36 Vgl. den Titel von Butler 2001: *Doing Justice to Someone* (dt. 2009: *Jemandem gerecht werden*).

nur auf einige bis dahin unbeachtete soziale Bedingungen der Möglichkeit von Freiheit aufmerksam (nämlich die Fesselung von Frauen an reproduktive Belange), sondern auch auf noch schwieriger zu überwindende diskursive und begriffliche Ausschlüsse: Im Gegensatz zum „allgemein Menschlichen“ ist das von Beauvoir analysierte „andere“ Geschlecht nicht intelligibel, jedenfalls so lange nicht, wie „Geschlecht“ vor allem mit „Frauen“ assoziiert ist. Die Tatsache, dass der Begriff „Mann“ in vielen Verwendungszusammenhängen immer noch eher das allgemeine Personsein als ein bestimmtes Geschlecht bezeichnet, stellt ein begriffliches Problem dar, nicht bloß eines der sprachlichen Benennung.

Inspirierend für die Theoriebildung waren zudem Forschungen, die empirische Quellen neu entdeckten oder einer neuen Lektüre unterzogen, wie diejenigen Karin Hausens, deren Historisierung der Anthropologie die zeitlose philosophische Rede vom ‚Menschen‘ in Frage stellte. Die Kritik an falschen Universalisierungen wurde von Michel Foucaults innovativem Umgang mit historischen Quellen radikalisiert: Indem er historische Praktiken untersuchte, ihre Wahrheitsansprüche kontextualisierte und damit Heideggers Relativierung des Wahrheitsbegriffs gewissermaßen auf eine materiell gehaltvolle Grundlage stellte, leistete er einen entscheidenden Beitrag zur Debatte über Universalität und Relativität von Wahrheitskriterien.

Während die bisher genannten Analysen eher zu Modifizierungen und Differenzierungen philosophischer Kategorien beitrugen, wurde durch Gilligans empirische Untersuchungen eine Erweiterung moralphilosophischer Kategorien um den Begriff der Fürsorge angestoßen.

Forschungen schließlich, die sich auf konkrete menschliche Erfahrungen wie die je unterschiedlich erlebte und gelebte Sexualität bezogen, wie die Studien von Money und Garfinkel, öffneten nicht nur neue Perspektiven auf Geschlechtlichkeit, sondern ermöglichten eine Differenzierung der Debatten um Reichweite und Grenzen biologischer Gewissheiten. Damit war einer Radikalisierung der schon bei Beauvoir angelegten Ethik des Selbstentwurfs der Weg geebnet. In diesem Sinn stellt Butlers Theorie der Performanz des Geschlechts das Problem der Freiheit anthropologisch auf eine neue Grundlage.

Selbstverständlich bedürfte es weiterer eingehender Analysen dessen, was in den entsprechenden Kontexten und bei anderen Beispielen jeweils „Erfahrung“, „Lebenswelt“ und „Empirie“, aber auch „Theorie“ genau bedeuten. Dies wäre die Aufgabe einer Wissenschaftstheorie, die den hier skizzierten Überlegungen weiter nachgeht. Die ausgewählten Beispiele aus der Geschichte feministischer Theoriebildung deuten aber bereits auf das Potenzial hin, das die Genderstudies mit ihrer starken Orientierung an Problemen der Lebenswelt und ihrer interdis-

ziplinären Ausrichtung auch für die philosophische Theorie insgesamt haben können.

Wenn, wie eingangs konstatiert, derzeit ein Mangel an innovativer und auch gesellschaftlich relevanter Theorie beklagt wird, so darf daraus unserer Meinung nach nicht die Forderung nach neuen Großtheorien folgen. Was fehlt, sind nicht allumfassende, womöglich weltanschaulich motivierte Erklärungsmodelle, sondern, wie die Analyse gezeigt hat, an konkrete Problemzusammenhänge angebundene und deshalb aussagestarke Theorien. Auf der anderen Seite verstehen wir unseren Beitrag auch als einen Appell, theoretisch stärker fundierte qualitative und quantitative Forschung zu betreiben.

Aus diesen Überlegungen folgt auch, dass eine wichtige Aufgabe für die Wissenschaften insgesamt und auch für die Philosophie in interdisziplinärer Forschung besteht. Philosophie darf sich dabei freilich weder darauf beschränken, Ergebnisse empirischer Forschung lediglich als Material zu übernehmen, noch kann sie sich mit einer bloß nachträglichen Begriffskritik zufriedengeben. Vielmehr muss sie ihre Kompetenzen bereits von Anfang an in den Forschungsprozess einbringen.³⁷ Damit gibt sie sich nicht auf, sondern kann gerade ihre spezifischen Stärken zur Geltung bringen, etwa das Vermögen, historische Theoriemuster zu erkennen und kritisch zu reflektieren, oder genaue Begriffsanalysen zu leisten. Auch die habitualisierte Fähigkeit, Perspektivenwechsel vorzunehmen, ist für interdisziplinäre Forschung unverzichtbar: In der Philosophie wiegt die kohärente Durchführung einer Argumentation stärker als die Bewertung der philosophischen Position, die gerade eingenommen wird; mögliche Einwände müssen in die eigene Argumentation integrierbar sein oder mit guten Gründen zurückgewiesen werden. In diesem Prozess des Philosophierens wird das ‚Übersetzen‘ fremder Überlegungen und Einwände in den eigenen Gedankengang eingeübt. Da die unterschiedlichen Disziplinen sehr verschiedene Fachsprachen sprechen, die es zunächst aufeinander zu beziehen gilt, bevor überhaupt mit der Entwicklung einer gemeinsamen Fragestellung und der entsprechenden Forschung begonnen werden kann, ist gerade diese Fähigkeit zum Perspektivenwechsel entscheidend für die Leistungsfähigkeit von Interdisziplinarität. Die Philosophie kann damit eine zentrale Aufgabe in der aktuellen Wissenschaftsland-

37 Klassische Vorbilder für interdisziplinäre Theoriebildung wären z.B. die empirischen Untersuchungen der frühen Kritischen Theorie (vgl. Adorno et al. 1950, Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1933 und Elias 1939) oder Bourdieus sozialphilosophisch motivierte empirische Studien (z.B. Bourdieu 1976). Für einen zeitgenössischen Versuch innerhalb der feministischen Philosophie vgl. Heike Guthoffs Untersuchung über den philosophischen Habitus (Guthoff 2012).

schaft erfüllen, die als eine genuin philosophische Herausforderung betrachtet werden kann.

In einer so verstandenen Philosophie würde das Verhältnis von Peripherie und Zentrum in eine dynamischere Bewegung geraten, als es ohnehin in der Philosophiegeschichte der Fall ist: Das vermeintliche Zentrum der Philosophie würde sich über seinen eigenen peripheren Status im Kreis der Wissenschaften Klarheit verschaffen und den lange Zeit gepflegten Fachhabitus des einsamen und um Resonanz nicht bemühten Denkertums aufgeben, der zur wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Marginalisierung des Faches geführt hat. Weil das Verhältnis von Peripherie und Zentrum insgesamt fragil ist, ließe sich auch fragen, ob es überhaupt darum geht, im Zentrum zu agieren, oder ob nicht gerade die Arbeit an den Rändern eines Fachs besonders produktiv sein kann. Mut zur Peripherie kann auch bedeuten, die vernachlässigten Randzonen nicht nur der Philosophie, sondern auch anderer Fächer, zum Beispiel deren fachintern oft wenig anerkannte Wissenschaftsgeschichte, wahrzunehmen und für kreative Arbeit zu nutzen. Die Chance für die Philosophie, wie sie von Beauvoir, Butler und anderen praktiziert wird, liegt vielleicht gerade im Aushalten und Aufrechterhalten der Spannung zwischen Zentrum und Peripherie.

Solche wissenschaftsinternen Verschiebungen würden auch eine andere wichtige Aufgabe der Philosophie befördern, nämlich die Auseinandersetzung mit aktuellen, gesellschaftlich relevanten Fragen. Der gesellschaftliche Bedarf an Orientierung ist heute enorm groß, nicht nur bei Themen der Angewandten Ethik, wie etwa Reproduktionsmedizin, Genforschung oder Umweltpolitik. Auch die Fragen nach der Bedeutung und Rolle von Geschlecht und Geschlechtlichkeit, nach sozialer Gerechtigkeit und nach dem „guten Leben“ von konkreten, das heißt geschlechtlich geprägten, sozial situierten Individuen erfordern philosophische Reflexion. Während im Bereich der Lebenswissenschaften die technischen Entwicklungen oft schneller moralische Dilemmata produzieren, als ein Sinn für Angemessenheit für die entsprechenden Situationen ausgebildet und philosophisch reflektiert werden kann,³⁸ vollziehen sich die Änderungen der Geschlechterverhältnisse deutlich langsamer; zum Teil so langsam, dass gerade für ihre Beharrlichkeit Erklärungsbedarf besteht, zu deren Aufklärung die Philosophie erheblich beitragen könnte. Dazu müsste sie sich aber der Lebenswelt in ihrer ganzen Breite stellen.

38 Vgl. Landweer 2012.

LITERATUR

- Adorno, Theodor W. et al. (1950): *The Authoritarian Personality. Studies in Prejudice*, hrsg. v. Max Horkheimer/Samuel H. Flowerman, New York.
- Andermahr, Sonya/Lovell, Terry/Wolkowitz, Carol (1997): *A Glossary of Feminist Theory*, London/New York/Sydney/Auckland.
- Beauvoir, Simone de (1949/1976): *Le deuxième sexe*, Band 1, Paris.
- Dies. (1992): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, aus dem Französischen von Uli Aumüller und Grete Osterwald, Reinbek bei Hamburg.
- Becker-Schmidt, Regina/Bilden, Helga (1991): Impulse für die qualitative Sozialforschung, in: Uwe Flick (Hg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung*, München, S 23-30.
- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (1999): *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*, Opladen.
- Bourdieu, Pierre (1976): *Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyrischen Gesellschaft*, Frankfurt a. M.
- Butler, Judith (1990): *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*, New York/London.
- Dies. (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M.
- Dies. (2001): Doing Justice to Someone. Sex Reassignment and Allegories of Transsexuality, in: *GLQ* 7/4, S. 621-633.
- Dies. (2009): Jemandem gerecht werden. Geschlechtsangleichung und Allegorien der Transsexualität, in: dies., *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, aus dem Amerikanischen von Karin Würdemann und Martin Stempfhuber, Frankfurt a. M., S. 97-122.
- Colapinto, John (2000): *Der Junge, der als Mädchen aufwuchs*, Düsseldorf/Zürich.
- Diamon, Milton (2004): Sex, Gender, and Identity over the Years: A Changing Perspective, in: *Child and Adolscnt Psychiatric Clinics of North America* 13, S. 591-607.
- Döbert, Rainer/Nunner-Winkler, Gertrud (1986): Wertwandel und Moral, in: Hans Bertram (Hg.), *Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie*, Frankfurt a. M., S. 289-321.
- Elias, Norbert (1939): *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*, 2 Bände, Basel.
- Foucault, Michel (1979): *Sexualität und Wahrheit 1. Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a. M.
- Ders. (1994): *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt a. M.
- Frankfurt, Harry (1988): *The Importance of What We Care About*, Cambridge.

- Frankfurter Institut für Sozialforschung (Hg.) (1994): *Geschlechterverhältnisse und Politik*, Frankfurt a. M.
- Garber, Marjorie (1992): *Vested Interests. Cross Dressing & Cultural Anxiety*, New York.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs, N.J.
- Gilligan, Carol (1982a): *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*, München.
- Dies. (1982b): *In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development*, Cambridge, Mass./London.
- Goffman, Erving (1979): *Gender Advertisement*, Cambridge.
- Ders. (1977): The Arrangement between the Sexes, in: *Theory and Society* 4, S. 301-331.
- Guthoff, Heike (2012): *Habitus. Zur Intersektion von Kollektivität und Geschlecht im Fach Philosophie*, Dissertation Freie Universität Berlin.
- Hark, Sabine (Hg.) (2001): *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung*, Wiesbaden.
- Hausen, Karin (2012a): *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, Göttingen.
- Dies. (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart, S. 363-393.
- Dies. (1981): Family and Role Division. The Polarization of Sexual Stereotypes in the Nineteenth Century. An Aspect of Dissociation of Work and Family Life, in: Richard J. Evans/W. R. Lee (Hg.), *Social History of the Family in Nineteenth and Twentieth Centuries Germany*, London, S. 51-83.
- Dies. (2012b): Der Aufsatz über die „Geschlechtscharaktere“ und seine Rezeption. Eine Spätlesung nach dreißig Jahren, in: Hausen, *Geschlechtergeschichte als Gesellschaftsgeschichte*, S. 83-105.
- Hirschauer, Stefan (1993): *Die soziale Konstruktion der Transsexualität*, Frankfurt a. M.
- Hobbes, Thomas (1968): *Leviathan*, hrsg. v. C.B. Macpherson, London.
- Hochschild, Arlie Russell (1983): *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*, Berkeley.
- Dies. (1979): Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure, in: *The American Journal of Sociology* 85/3, S. 551-575.
- Jahoda, Maria/Lazarsfeld, Paul F./Zeisel, Hans (1933): *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit*, Leipzig.

- Kessler, Suzanne/McKenna, Wendy (1978): *Gender – An Ethnological Approach*, New York.
- Landweer, Hilge (1994): Jenseits des Geschlechts? Zum Phänomen der theoretischen und politischen Fehleinschätzung von Travestie und Transsexualität, in: Frankfurter Institut für Sozialforschung (Hg.), *Geschlechterverhältnisse und Politik*, Frankfurt a. M., S. 139-167.
- Dies. (2012): Freiheit, Widerfahrnis und Unverfügbarkeit. Der Wille zum Entgrenzen des Verfügbaren, in: *Paragrana* 21/2, S. 181-200.
- Landweer, Hilge/Newmark, Catherine (2010): Erste Philosophie des Geschlechts. Simone de Beauvoir als existenzialistische Ethikerin, in: Stephanie Bung/Romana Weiershausen (Hg.), *Simone de Beauvoir. Schreiben zwischen Theorie und Erzählung. Querelles – Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung*, Band 15, Göttingen, S. 144-164.
- Landweer, Hilge/Rumpf, Mechthild (Hg.) (1993): *Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘*, *Feministische Studien* 2, 11.
- Lindemann, Gesa (1993): *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*, Frankfurt a. M.
- Lutz, Bernd (Hg.) (2003): *Metzler Philosophen Lexikon. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen*, Stuttgart/Weimar.
- Mattéi, Jean-François (Hg.) (1992): *Les Œuvres Philosophiques. Dictionnaire*, Paris.
- Money, John (1955): Hermaphroditism, Gender and Precocity in Hyperadrenocorticism: Psychologic Findings, in: *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital* 96/6, S. 253-264.
- Money, John/Ehrhardt, Anke (1972): *Man & Woman, Boy & Girl*, Baltimore.
- Money, John/Hampson, Joan G./Hampson, John L. (1955): An Examination of Some Basic Sexual Concepts: The Evidence of Human Hermaphroditism, in: *Bulletin of the Johns Hopkins Hospital* 97/4, S. 301-319.
- Nunner-Winkler, Gertrud (1991): Gibt es eine weibliche Moral?, in: dies. (Hg.), *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*, Frankfurt a. M., S. 147-161.
- Reinharz, Shulamit (1992): *Feminist Methods in Social Research*, New York.
- Rosenbaum, Heidi (Hg.) (1978): *Seminar: Familie und Gesellschaftsstruktur. Materialien zu den sozioökonomischen Bedingungen von Familienformen*, Frankfurt a. M.
- Schott, Robin May (Hg.) (2010): *Birth, Death and Femininity. Philosophies of Embodiment*, Bloomington, Indiana.
- Scott, Joan (1988): *Gender and the Politics of History*, New York.

- Stoller, Silvia/Vetter, Helmuth (Hg.) (1997): *Phänomenologie und Geschlechterdifferenz*, Wien.
- Vogel, Ulrike (Hg.) (2007): *Meilensteine der Frauen- und Geschlechterforschung. Originaltexte mit Erläuterungen zur Entwicklung in der Bundesrepublik*, Wiesbaden.
- Volpi, Franco (Hg.) (1999): *Großes Werklexikon der Philosophie*, Stuttgart.
- Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hg.) (1994): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt a. M.
- Young, Iris Marion (2005): *On Female Body Experience. „Throwing Like a Girl“ and Other Essays*, Oxford.

